

Datafication incarnate

Negative, Positive, Antikörper, und Nationalitäten: wie es sich anfühlt, instabile Daten zu verkörpern

PIP HARE

Ende Oktober 2020 saß ich am Schreibtisch, zu Hause in Berlin, Wörter auf einem Bildschirm herumschiebend. Meine Mutter rief an – über das Mobilnetz statt wie sonst über WhatsApp. Ich wollte ihr erklären, dass das Geld kostet, ließ sie aber erst einmal sprechen. Sie sagte, mein Vater sei am Morgen gestorben. Die Wörter auf dem Bildschirm verloren ihre Relevanz. In den nächsten Tagen lief ein Satz in Dauerschleife durch meinen Kopf: Mein Vater ist heute morgen/gestern/vorgestern ... – gestorben. Ich fuhr zum Markt und hatte fast das Bedürfnis, allen Menschen denen ich begegnete, davon zu berichten. Irgendwie hatte ich ohnehin das Gefühl, die Information müsse sichtbar sein; die Verkäufer_innen auf dem Markt müssten mir ansehen, dass ich eine andere Person geworden war. Ich war nun eine der vielen Personen, die ein Elternteil verloren haben, statt eine der vielen, die den Tod eines ihnen nahestehenden Mensch noch nie erlebt haben.

Ich fuhr nach England. Nach fünf Wochen Ausnahmezustand kam ich zurück nach Berlin. Die Lockdowns in Deutschland und England waren in der Zwischenzeit strenger geworden, aber auf dem Land in England hatte ich kaum etwas davon mitbekommen, außer über Fernsehen und Telekommunikation. Auf dem Rückflug musste ich über Amsterdam fliegen, da es keine direkte Verbindung mehr von Bristol nach Berlin gab, und ich musste online ein Formular für die deutschen Behörden ausfüllen, um überhaupt einchecken zu dürfen. Der Flug nach Amsterdam war ausgebucht; alle Passagiere trugen Masken – bis Snacks verteilt wurden, da nahmen alle ihre Masken ab. Ich war mir der Ironie bewusst, aber ich machte trotzdem mit, da ich Hunger hatte und nicht ganz überzeugt war, dass kurzes Maskenabsetzen dramatische Konsequenzen haben würde. Dass die Person neben mir, oder die Luft, die wir alle atmeten, eventuell verseucht sein könnte, war ja nur

eine Eventualität; wir waren – soweit ich es wissen konnte – alle (noch) nicht aufgemachte Schrödingers Kisten, Schrödingers Luft einatmend.

Zurück in Berlin musste ich fünf Tage in Quarantäne, dann durfte ich meine Wohnung verlassen, um mich auf Corona testen zu lassen. Mir wurde gesagt, dass das Ergebnis eines PCR-Tests manchmal bis zu sechs Tage auf sich warten ließe, deshalb bezahlte ich extra dafür, gleichzeitig einen Schnelltest zu machen. Letzterer zeigte ein negatives Ergebnis. Also bezahlte ich auch noch für ein Attest meiner Hausärztin, das ich ans Gesundheitsamt mailen konnte, um frühzeitig aus der ansonsten 10-tägigen Quarantäne entlassen zu werden. Die Rückmeldung kam schnell. Ich ging einkaufen und genoss das sichere Gefühl, auf positive Weise negativ zu sein. Ich trug vorschriftsmäßig meine Maske, aber ich war weniger sorgfältig beim Desinfizieren der Hände, da ich glaubte, niemanden infizieren zu können. Nach vielen Monaten Leben mit dem Gedanken, dass die Anwesenheit meines Körpers andere Personen gefährden könnte, war ich auf einmal zuversichtlich, keine Schäden mit meiner bloßen Atmung anrichten zu können.

Ich verwandelte mich an dem Tag mehrfach. Es lag ein Umschlag in meinem Briefkasten: Inhalt war ein Staatsangehörigkeitsausweis der Bundesrepublik Deutschland. Vier Jahre zuvor hatte ich einen Antrag auf Anerkennung meines Deutscheins auf Grund der deutschen Staatsangehörigkeit meiner Mutter gestellt; jetzt wurde, was prinzipiell schon seit meiner Geburt galt, offiziell bestätigt – ca. zwei Wochen vor dem Brexit. Nicht nur war mein Körper auf positive Weise negativ, er war nun auch Deutsch, mit all den dazugehörigen Rechten und Pflichten, wie mich der beiliegende Brief informierte. Gegen alle Unsinnigkeiten der Brexiteers war ich somit immun. Auch wenn ich immer noch Britisch war, soweit ich wusste.

Ich besuchte eine Freundin und wir verbrachten einen sorglosen Abend, ohne uns um Abstand und Lüften zu kümmern. Like it was 2019.

Zwei Tage später musste ich zur Praxis meiner Ärztin, um meine Versicherungskarte einlesen zu lassen, was am Testtag nicht möglich gewesen war. Ich hörte die Rezeptionistin sprechen, bekam nicht mit, dass sie telefonierte, und trat in den Warteraum. Sie gestikulierte mir, dass ich draußen warten sollte. Der Warteraum war scheinbar nicht mehr fürs Warten vorgesehen. Eine weitere Person kam dazu und wartete mit auf dem Gehweg. Ich war schon etwas spät für meinen nächsten Termin. Die Rezeptionistin kam zur Tür und bat uns beide Wartenden, zurückzutreten. Sie fragte mich, ob ich mein Ergebnis bereits erhalten hätte. Ich sagte: Ja, gleich als der Test gemacht wurde. Sie sagte: Nein, sie meine das Ergebnis des PCR-Tests – der anders als der Schnelltest positiv sei. Ich solle SOFORT NACH HAUSE gehen. Sie wünschte mir gute Besserung. Aber ich fühlte mich nicht krank; nun allerdings etwas wackelig. Pünktlich zu sein für meinen nächsten Termin war kein Thema mehr – der würde nicht stattfinden. Keine weiteren Wartezimmer. Ich bekam einen Zettel auf dem stand, mein Befund spräche für eine akute COVID-19 Infektion. Aber noch musste ich nach Hause fahren. Ich trug eine Maske, was ich normalerweise nicht beim Radfahren tue. Ich fühlte mich wie eine Biowaffe auf Rädern, auf die Straßen losgelassen. Ich fühlte mich, als müsse ich eine Warnweste tragen mit Blinklichtern und „Achtung! Achtung!“ tönendem Lautsprecher. Ich bemühte mich, mindestens zwei Meter Abstand zu halten zu anderen Menschen, aber Berlin hat seine Baustellen und so war das nicht immer möglich. Fast war ich geneigt, Menschen verbal zu warnen, aber ich wollte auch keine Panik auslösen. Um meines Gewissens Willen hielt ich jedes Mal den Atem an, wenn ich nah an Menschen vorbeimusste.

Ich schaffte es nach Hause und schloss meine Wohnungstür hinter mir. Immerhin hatte ich Quarantäne schon geübt und wusste inzwischen, dass sie zu überleben war; was ich zuvor bezweifelt hatte. Ich musste telefonieren, um mein Terminversäumnis zu erklären. Und ich spürte ein Bedürfnis, die Geschichte weiterzuerzählen. Wie die Nachricht vom Tod meines Vaters ernteten aber meine Kurznachrichten mehr Anrufe als ich

in dem Moment entgegennehmen wollte. Ich versuchte, das Gesundheitsamt zu erreichen, aber die Warteschleife war nicht zu durchdringen. Ich rief die Freundin an, die ich am Wochenende getroffen hatte. Laut Online-Informationen des Bezirksamts war sie nun eine „Kontaktperson I“. Somit musste sie 14 Tage in Quarantäne. Ich hatte ein sehr schlechtes Gewissen ihr gegenüber, denn ich als positiv-Getestete musste nur 10 Tage ab Probeabnahmetag in Quarantäne – sofern ich keine Symptome bekäme. Ich habe meine Körpertemperatur gemessen, sie lag tiefer als bei einem lebenden Menschen, zumindest soweit ich mich an meinen Biologie-Unterrichtsstoff erinnern konnte. Mir fiel ein, dass ich immerhin der Corona-App mein Ergebnis melden könnte, wenn ich schon das Gesundheitsamt nicht erreichen konnte. Die App verlangte, dass ich den QR-Code auf dem PCR-Test-Beleg einscanne. Den Beleg hatte ich kaum angeguckt, nachdem ich das negative Schnelltest-Ergebnis erhalten hatte. Nach dem Scannen leuchtete die App sofort rot und informierte mich, dass ich ansteckend sei und mich von anderen Menschen fernhalten müsse. Hätte ich den Code am Probeabnahmetag gleich eingescannt, hätte ich möglicherweise das positive Ergebnis früher erhalten – aber ich hatte nicht gewusst, dass der Code zusammen mit der App funktionierte. Ich dachte an meine Einkäufe am Wochenende. Ich hatte vergessen, meine Hände zu waschen bevor ich im veganen Laden-Kollektiv meine Vorratsgläser gefüllt hatte. Sollte ich da anrufen und es ihnen sagen? Oder würde das nur Ängste schüren? Ich entschied mich dagegen; es war ohnehin zu spät.

Am nächsten Tag rief mich jemand vom Gesundheitsamt an um zu fragen, ob ich noch Symptome hätte und falls nicht, mich aus der 10-tägigen Einreise-Quarantäne zu entlassen. Scheinbar waren weder mein negatives noch mein positives Testergebnis zu meinem Fall notiert worden. Ganz abgesehen davon, dass ich noch nie Symptome gehabt hatte. Als ich das alles der Ansprechpartnerin erklärte, gab sie mir ein paar widersprüchliche Anweisungen, und dann, als ich diese hinterfragte, meinte sie, ich solle die Hotline anrufen. Ihre Aufgabe sei es, Personen aus der Quarantäne telefonisch zu entlassen und nicht mit unerwarteten Informationen umzugehen.

Zu welchem Zeitpunkt bin ich zu einer geworden, die zu den täglichen Statistiken der neuen Fälle gezählt wurde? Die ersten Fälle im März 2020 wurden einzeln aufgelistet und nach Bezirk, Alter und Gender der Betroffenen gekennzeichnet. Ich hatte mir damals vorgestellt, wie stigmatisiert die Personen sich gefühlt haben müssen. Inzwischen war aber COVID-positiv-Sein so verbreitet, dass mir mein Status nicht sonderbar vorkam. Er war einfach nur noch ein weiteres Merkmal, das mich von einer statistischen Kategorie in eine andere schob.

Symptome entwickelte ich nicht. An dem Abend nach dem ich von dem positiven Ergebnis erfahren hatte, fühlte ich mich etwas angeschlagen, aber als sich nichts daraus entwickelte, vermutete ich, dass das nur psychosomatisch gewesen war. Ich blieb in meiner Wohnung; meine Tage wurden durch Zoom-Sitzungen, Telekommunikation und Mahlzeiten strukturiert. Alle paar Tage – außerhalb der Treppenhaus-Stoßzeiten – setzte ich meine FFP-2 Maske auf und ging runter zu den Mülltonnen und meinem Briefkasten; so weit durfte ich mich bewegen. Offiziell stellte ich eine Gefahr für andere dar. Ich kam mir vor, wie ich mich beim Autofahrenlernen gefühlt hatte – am Steuer einer Maschine, die töten könnte, wenn ich die Kontrolle über sie verlieren würde.

Dann, vom zehnten zum elften Tag nach der Probenentnahme, änderte sich mein Status über Nacht. Ich durfte meine Wohnung verlassen und alles tun, was alle anderen tun durften. Ich war etwas skeptisch und dachte, dass es vielleicht besser wäre, mich noch einmal testen zu lassen, um sicher zu sein. Nachrichten über die Variante, die in England neu entdeckt worden war, ließen mich spekulieren, ob mein persönlicher Virus-Haushalt sich eventuell sonderbar verhalten könnte. Ich rief bei der Gesundheitsamt-Hotline an und fragte, ob ich mich nicht noch einmal testen lassen sollte/dürfte, aber mir wurde gesagt, testen sei sinnlos, denn das Ergebnis würde ohnehin positiv ausfallen, da das Virus noch in meinem Körper sei. Nichtsdestotrotz dürfte ich aber zuversichtlich sein: ich könne weder angesteckt werden, noch könne ich das Virus auf andere übertragen. Von einer biologischen Waffe war ich also in eine Art unverletzliches Superhuman verwandelt worden: das safestes Date bei jeder Party. Ich bin einkaufen gegangen. Es kam mir etwas komisch vor, un-

terwegs zu sein, während eines Vorweihnachtssturms, der gar nicht so stürmisch war. Ich traf eine Bekannte im Supermarkt; sie fragte, wie es mir gehe, ich sagte, ich sei gerade aus der Quarantäne entlassen worden. Die anderen Schlangestehenden rückten von mir ab. Ich sagte laut, dass ich eigentlich meine Maske abnehmen und alle umarmen könne – ich war ja ein Superhuman. Die Bekannte meinte, das zu tun wäre nicht unbedingt angebracht.

Nachdem ich eigentlich davon ausgegangen war, Weihnachten alleine zu verbringen, wurde ich kurzfristig eingeladen, Heiligabend bei einer Freundin und ihrer Familie zu verbringen. Ich konnte sogar teilnehmende Beobachtung mit ihren Kindern für mein Forschungsprojekt machen. Trotz allem nahm ich mir vor, etwas Abstand zu halten. Dieses Vorhaben hatte sich nach weniger als zehn Minuten erledigt, als das ältere Kind mich mit einer Kitzelattacke überfiel, die Monate von Kontaktentzug kompensierte.

Nach all diesen Drehungen und Wendungen fing ich an darüber nachzudenken, einen Blogpost über meine Corona-Geschichte zu schreiben – auch wenn ich normalerweise nicht dazu neige, meine Erlebnisse mit der Öffentlichkeit zu teilen. „Von Schrödingers Kiste zum positiven Negativ-Sein zum negativen Positiv-Sein bis hin zum safesten Superhuman der Straße: wie ich lernte, das Virus zu lieben.“ Mir schien es, als wäre mir effektiv eine Impfung geschenkt worden – wenn es auch unklar blieb, wie lange sie wirksam sein würde – zum günstigen Preis von ein paar Wochen Quarantäne. Verglichen mit anderen 2020-Geschichten war das wohl kein schlechtes Geschäft. Dann aber, drei Wochen nach meinen Rückflügen, bekam ich Erkältungssymptome und Fieber. Anfangs dachte ich, ich hätte mich nur erkältet, aber als ein anstrengender Husten einsetzte, wurde ich wieder unsicher. Vielleicht war mein Virus-Haushalt doch sonderbar, und verursachte erst jetzt Symptome nachdem ich endlich beschlossen hatte, dass ich einer der asymptomatischen Fälle gewesen sein müsste. Ich rief wieder bei der Hotline an und mir wurde erneut versichert, dass ich nicht ansteckend sein könne, selbst wenn die Symptome auf COVID zurückzuführen seien. Also ließ ich mich davon überzeugen, zumindest bis neue Erkenntnisse dem widersprechen würden. Und die Symptome ließen nach.

Noch bevor dieser Text zunächst als Blogpost veröffentlicht wurde, ergab sich eine weitere Wendung der Geschichte. Ich machte einen Antikörper-Test; das Ergebnis war negativ. Dem Bericht zufolge sei damit eine vergangene oder aktuelle Infektion jedoch nicht ganz auszuschließen. Ich rief bei dem Labor an, das beide Tests geprüft hatte – überraschenderweise erreichte ich eine menschliche Stimme. Die Ansprechperson schlug meine Ergebnisse nach und meinte, anhand des CT-Wertes würde sie erkennen, dass mein Test knapp an der Grenze zu einem negativen Ergebnis gewesen war, was auf den Anfang oder das Ende einer Infektion hindeuten würde. Ihre Vermutung war, mein Immunsystem habe das Virus schon abgewehrt ohne überhaupt Antikörper zu bilden. Vielleicht hätte ich besonders starke Abwehrkräfte. Oder vielleicht war ich im Flieger einfach nur einer sehr geringen Menge Virus ausgesetzt gewesen, spekulierte ich nach dem Telefonat.

So bin ich wieder dabei, mir im Nachhinein meine Bewegungen und Begegnungen umzudeu-

ten. Hätte ich mich nicht für ein Superhuman gehalten, hätte ich Weihnachten nicht mit Freund_innen verbracht und eine Kitzelattacke von ihrem Sohn genossen. Ich hatte geplant, die Familie bald wieder zu besuchen, überzeugt wie ich von meinem Superhuman-Status war. Inzwischen hatte mich ein eingescannter Laborbericht, den mir meine Ärztin über WhatsApp hatte zukommen lassen, zurück in die statistische Kategorie Schrödingers Menschen geworfen. Eine Kategorie, die ich (noch) nie verlassen hatte, nach aktuellem Wissensstand. Ich frage mich, ob mein Deutschsein sich als stabiler erweisen wird ...

Dieser Beitrag erschien zuerst am 25. Januar 2021 in englischer Fassung auf dem „Interface“-Blog des SFB „Medien der Kooperation“ der Universität Siegen. Er wurde für die deutsche Übersetzung leicht überarbeitet. Vgl. <https://interface.mediacoop.uni-siegen.de/2021/01/25/datafication-incarnate/>.

PIP HARE macht kamera-ethnographische Forschung als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt B05 „Frühe Kindheit und Smartphone. Familiäre Interaktionsordnung, Lernprozesse und Kooperation“ des SFBs „Medien der Kooperation“ an der Universität Siegen. Sie hat Sozial- und Kulturanthropologie an der Freien Universität Berlin studiert und ihre MA in Visuelle Anthropologie an der Granada Centre, University of Manchester, absolviert.

Universität Siegen, SFB Medien der Kooperation
Herrengarten 3, 57072 Siegen
e-mail: philippa.hare@uni-siegen.de